

jdzb special

Ferne Gefährten Neue Chancen für den deutsch-japanischen Dialog

Dr. Ruprecht Vondran

Vorsitzender des Deutsch-Japanischen Wirtschaftskreises (DJW)

„Sichere Freunde erkennt man in unsicheren Lagen“ – nach wie vor gilt dies Wort aus römischer Zeit, zumal wenn sich die Horizonte der Weltpolitik weiter verdunkeln. Schon deshalb sollte es uns nicht gleichgültig sein, dass die deutsch-japanischen Beziehungen an Kraft verlieren. Die Anzeichen dafür sind leider kaum zu übersehen. Dramatische Entwicklungen sind allerdings weder zu beobachten noch zu befürchten. Schon eher ist von einem Auszehrungsprozess zu sprechen. Für eine solche Austrocknung gibt es Gründe: Deutschlands kulturelle Ausstrahlung ist geringer geworden. Aber auch die von Japan ausgehenden Impulse werden nur noch von einem kleinen Kreis von Sachverständigen und Liebhabern wahrgenommen, die sich durch abschätzigste Urteile unserer Medien nicht abschrecken lassen. Der wirtschaftliche Austausch beider Länder entwickelt sich, gemessen am Stand der Weltwirtschaft, vergleichsweise bescheiden. Politische Gemeinsamkeiten – das Interesse an freiheitlich demokratischen Wertordnungen, stabilen Sicherheitslagen, einem freien Welthandel – sind durchaus vorhanden, aber man muss schon in großen globalen Zusammenhängen denken, um sie zu entdecken. Und das ist nicht jedermanns Sache. Es beweist sich wieder einmal: Beziehungen zwischen zwei Völkern sind kein Strom, der immer in gleicher Stärke fließt. Er kehrt sich zwar nicht um. Aber die Schüttung und die Stromgeschwindigkeit schwanken mit der Zeit. Ein Blick in die Geschichte macht das deutlich.

Die große Entfernung und die selbst gewählte Isolierung über 250 Jahre haben bewirkt, dass Japan bei

uns erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in größerer Breite und Intensität wahrgenommen worden ist. Die Berichte einiger Forschungsreisender aus älterer Zeit, wie Engelbert Kämpfer und Philipp Franz von Siebold, haben zwar schon früh die wissenschaftliche Neugier angeregt. Soweit solche Berichte aber die Phantasien beflügeln konnten, war es kaum möglich, genügend Information nachzuziehen. Das lag nicht zuletzt daran, dass sowohl die Land- als auch die Seewege zu lang, zu gefährlich und damit auch zu teuer waren, um im größeren Stil Handel und Wandel zu erlauben. Auch war Europa viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Es sah sich, wie man von alten Landkarten noch heute ablesen kann, im Mittelpunkt der Welt. Für die politischen Kraftfelder auf dem „alten“ Kontinent spielte Japan noch keine Rolle – weder als Allianzpartner noch als Gegner in kriegerischen Verwicklungen.

Japans Interesse am Bismarck-Reich

Im Gegensatz zu dieser Vorgeschichte hat es in den letzten 150 Jahren fünf Perioden gegeben, in denen Japaner und Deutsche, über manche Hindernisse hinweg, Interesse aneinander genommen haben. Viel beachtet und gern beschrieben ist der enge Kontakt während der Meiji-Zeit nach 1868. Es waren besondere Umstände, die zu diesem intensiven Miteinander geführt haben. Nach einem schwierigen innenpolitischen Klärungsprozess hatten sich in Japan die Neuerer durchgesetzt, die das Land aus der Isolierung führen und an westliche Entwicklungen ankoppeln wollten, ohne dabei seine nationale Identität zu gefährden. Auf der Suche nach Modellen stand die noch

junge Großmacht Preußen dabei ursprünglich nicht an der Spitze der Referenzliste. Das änderte sich allerdings spätestens nach dem für Preußen siegreichen deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und mit Gründung des Deutschen Reichs.

Die Mitglieder der „Iwakura-Mission“, im Auftrag der japanischen Regierung auf der Suche nach Entwicklungslinien, an denen ihr Land Orientierung finden konnte, entdeckten plötzlich bis dahin nicht beachtete Parallelen: Im Herzen Europas fanden sie im Kaiserreich Deutschland mit seinem Kernland Preußen ein noch junges Staatswesen, das sich nach innen noch konsolidieren und organisieren, nach außen noch emanzipieren musste – und dabei bei den bereits seit langem etablierten Mächten auf erhebliche Vorbehalte und Widerstände stieß. Schon diese Ausgangslage war der Japans durchaus vergleichbar.

Es war aber keineswegs nur die militärische Überlegenheit, die die Japaner beeindruckte. Wichtig war ihnen, dass das neu gegründete Deutsche Reich mit seiner Verfassung, seiner Rechts- und Sozialordnung überzeugende Antworten fand und darüber hinaus auch kulturell in Blüte stand. Die deutschen Universitäten setzten im 19. Jahrhundert Maßstäbe. Die Literatur bot den Reichtum der Klassik und die Gemüts-tiefe der Romantik. Musik aus Deutschland füllte die Konzertsäle und Opernhäuser der ganzen Welt. Den Kundschaftern aus Japan musste all das sehr attraktiv erscheinen. Sie erwiesen sich bald als gelehrige Studenten und großzügige Gastgeber für deutsche Experten, aber auch für Fachleute außerhalb des akademischen Bereichs. Sie alle wirkten als Kulturbotschafter Deutschlands und brachten bei ihrer Rückkehr viel an Wissen über Japan in die Heimat zurück. So kam es zu einer ersten Blüte der deutsch-japanischen Beziehungen. Aber es sollte nicht vergessen werden, dass es ein besonders fruchtbarer Humus war, aus dem das wuchs.

Hilfe vom ehemaligen Gegner

Der erste Weltkrieg brachte ein jähes Ende dieser Entwicklung. Deutschland und Japan standen sich nun als Kriegsgegner gegenüber. Bewährte Verbindungen

brachen ab; der für beide Seiten fruchtbare Dialog verstummte. Japan annektierte den kleinen deutschen Besitz in Ostasien. Aber tiefe Wunden schlug das nicht. Getragen von japanischen Wissenschaftlern kam es bereits in den zwanziger Jahren zu einer zweiten deutsch-japanischen Hoch-Zeit. Während die europäischen Siegermächte Deutschland in die Isolierung drängten und dabei auch den geistigen Austausch zu treffen suchten, sprach Japan geradezu demonstrativ ehrenvolle Einladungen an deutsche Forscher aus. Dass beispielsweise Albert Einstein unter großer Anteilnahme der Bevölkerung mit überwältigender Gastfreundschaft in Japan aufgenommen wurde, fand in Deutschland weiten Widerhall. Auch die finanzielle Hilfe, die der ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, uns heute als Max-Planck-Gesellschaft bekannt, aus Japan geleistet wurde, war für die Notgemeinschaft deutscher Forscher nicht nur von materieller Bedeutung, sondern wurde weithin als ein besonderes Zeichen der Sympathie verstanden. All dies führte die beiden Länder nach nur kurzer Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg wieder enger zusammen. Aber auch hier bleibt festzuhalten: Es waren besondere Umstände, die diese Harmonie bewirkten.

Ein nicht immer harmonisches Paar

Der Zweite Weltkrieg sah die beiden Länder nicht als Gegner sondern als Bündnispartner. Die Bedeutung dieser Allianz wird allerdings häufig überschätzt. Die militärischen Operationsgebiete waren völlig getrennt. Das dazwischen liegende Land- und Seegebiet wurde von den Feinden der „Achsenmächte“ beherrscht. Ein Schulter an Schulter konnte es schon aus diesem Grund nicht geben. Aber auch nach abgestimmten strategischen Plänen sucht man vergeblich. Die Interessen waren zu unterschiedlich. Japan war vollauf damit beschäftigt, den USA Paroli zu bieten. So verschloss sich Tōkyō beispielsweise allen Bitten aus Berlin, den deutschen Armeen durch eine Front gegen die Sowjetunion auf dem asiatischen Festland Entlastung zu verschaffen. Es gab auch atmosphärische Störungen. Spionage-Ängste, vor allem die „Sorge-Affäre“, schürten Misstrauen. Die absurden Rastheorien der Nationalsozialisten wurden von den

Japanern als Diskriminierung empfunden. Andererseits führte das Bewusstsein, von denselben Gegnern in ähnlicher Weise bedroht zu werden, die beiden Nationen auch zusammen, selbst wenn es nur in sehr engen Grenzen zu gemeinsamer Tat kam. Es entwickelte sich ein Kameradschaftsgefühl, das emotionale Bindungen schuf. Sie wurde verstärkt durch das gemeinsame Erlebnis der Niederlage. Unvergleichbar dem, was vorangegangen war, brachte auch dies eine Annäherung, die dritte im Verlauf der gemeinsamen Geschichte.

Das deutsche „Wirtschaftswunder“

In den nun folgenden Jahren waren beide Länder mit sich und ihren Problemen beschäftigt. Die Neugestaltung der staatlichen Strukturen, der Wiederaufbau der zerstörten Länder und vorsichtig tastende Schritte zur Normalisierung der Beziehungen zu den engsten Nachbarn banden auf beiden Seiten die Kräfte. Auch sahen die Siegermächte darauf, dass sich keine neue „Achse“ bildete. Intensivere Kontakte betrachteten sie mit Misstrauen. Doch das war nicht von langer Dauer. Die Politik der Sozialen Marktwirtschaft, das Bemühen der Besatzungsmächte, Deutschland gegen die Verlockungen des Kommunismus immun zu machen, die Einbindung in die europäische Integration und der zähe Aufbauwille der Kriegsgeneration brachten zumindest dem westlichen Teil Deutschlands überraschend schnellen wirtschaftlichen Erfolg. Das Wort vom „deutschen Wirtschaftswunder“ machte die Runde. Deutschland war in der Phase der ersten zwanzig Nachkriegsjahre Japan ein gutes Stück voraus. In Tokio vermerkte man das mit Respekt und setzte Mittel ein, die schon die Meiji-Regierung mit Erfolg erprobt hatte. In den fünfziger und sechziger Jahren reisten ungezählte Delegationen nach Deutschland, um zunächst nach technischem Know-how zu suchen, das auch ihre Industrie voranbringen sollte. Später kamen sie mit Fragebögen zu wirtschaftspolitischen Konzeptionen und sozialen Modellen. Diese Gäste konnten in Deutschland auf große Sympathien rechnen und so gab es bereitwillig Auskunft. Ein wenig ähnelte diese vierte Phase dem Beginn der Zusammenarbeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Japan auf der Überholspur

Bald aber kehrte sich die Entwicklung um. Japan gelang es, den Abstand zu verkürzen und schnell auf die Überholspur zu kommen. Stahlindustrie und Schiffbau erarbeiteten sich in wenigen Jahren einen Platz an der Weltspitze; Maschinenbau und die Automobilindustrie, Elektronik und Informationstechnologie zogen nach. Nun veränderte der Besucherstrom seine Richtung. Forschungsreisende aus Deutschland suchten nun, wie ihre Kollegen aus aller Welt, zu ergründen, wie es den Japanern gelang, Produktivität und Qualität so anzuheben, dass sie die Führung auf den Exportmärkten übernehmen konnten. Besonders Interesse fanden betriebswirtschaftliche Modelle wie „lean production“, „quality circles“ und „just in time“, deren Grundideen die Japaner vielfach aus den USA importiert, dann aber aus eigener Kraft fortentwickelt und zum Erfolg gebracht hatten. Japanische Begriffe wie „kanban“ und „kaizen“ wurden in den deutschen Sprachgebrauch aufgenommen. Beliebter Gegenstand vieler Untersuchungen und Kern mancher Legenden wurden auch das MITI und seine Wirtschaftsplanung. Das war der Rahmen für die fünfte und bisher letzte Phase eines intensiven deutsch-japanischen Dialogs.

Ein „verlorenes Jahrzehnt“

Es folgte, was die Japaner selbst das „verlorene Jahrzehnt“ genannt haben. Die neunziger Jahre brachten wirtschaftliche Stagnation, Ermüdungserscheinungen in der Industrie und Ratlosigkeit in der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Japans internationales Ansehen erlitt Schaden. Der Chor der Lobredner verstummte. Überall im Ausland wurden kritische Stimmen laut, auch in Deutschland. Aus journalistischer Feder gab und gibt es seither manchen unsachlichen und gelegentlich auch überheblichen Bericht, selbst in der seriösen Presse: „Japan, wir kommen“ – unter dieser Überschrift kündigte die FAZ nicht etwa steigende Waren- oder Kapitalströme aus Deutschland an. Auch von einem wachsenden touristischen Interesse oder einem weiteren Auftritt unserer Fußball-Nationalmannschaft war hier nicht die Rede. Nein, Japan wird hier lediglich als abschreckendes Beispiel bemüht. Deutschland folge auf dem eingeschlagenen „Weg in

die schleichende Verarmung“ Japan an der Spitze eines traurigen Zugs auf abschüssiger Straße. In dieselbe Kerbe hatte vorher beispielsweise die US-Investitionsbank Merrill Lynch kaum weniger heftig geschlagen: „German Banks Turning Japanese“, so der Titel ihrer Finanzstudie, die in Frankfurt Wellen schlug. Tenor: Deutschlands Banken drohe das gleiche Schicksal wie den japanischen Instituten – jahrelanges Siechtum. Auch viele andere verwenden den gleichen Gedanken; so etwa die „Wirtschaftswoche“, die einen groß angelegten Japan-Artikel mit dem Titel „Falsches Vorbild“ aufmachte. – Soweit ist es also gekommen: Japan auch weiterhin ein wichtiger Bezugspunkt für uns Deutsche; doch in einem völlig veränderten Sinn.

Den Japanern ist dies ein Ärgernis. Das ist verständlich. Dennoch sollte man solche Entgleisungen vielleicht gelassener nehmen. Zu allen Zeiten galt: Wenn der Klassenbeste daneben greift, muss er mit aufmüpfigen Kommentaren der Durchschnittsschüler rechnen. Im übrigen wird sich das ohnehin regulieren, wenn es Japan gelingt, die Erfolgskurven wieder nach oben zu ziehen. Eher sollte uns die Teilnahmslosigkeit, die sich auch einstellt, beunruhigen. Zwar gibt es nach wie vor eine Fülle von erfreulichen persönlichen Kontakten. Aber zumindest die politischen Führer haben auf beiden Seiten nicht gerade ein brennendes Interesse aneinander bekundet. Diplomatisches Ritual, „business as usual“, bestimmten die Beziehungen in den letzten Jahren. Handfeste Interessengegensätze traten selten zu Tage. Es gab wenig Trennendes, aber auch Herzlichkeit stellte sich kaum ein. Die Politiker sahen und sehen in unterschiedliche Richtungen: Japaner blicken mit Faszination, wenn auch gelegentlich mit gemischten Gefühlen, in Richtung USA. Darüber hinaus werden sie sich mehr und mehr bewusst, dass sie in Asien Verantwortung tragen. Die Entwicklung auf der koreanischen Halbinsel erfüllt sie mit Sorge. Sie verfolgen mit wachsender Aufmerksamkeit, wie in China eine Kraft heranwächst, die ihrem Land Führungsansprüche streitig macht. Andererseits sind die Deutschen sehr mit sich selbst beschäftigt, vor allem mit Problemen im Zuge

der Wiedervereinigung, sehen ihre Aufgabe in Europa oder sind außenpolitisch abstinent.

Klare Konturen im „Deutschlandjahr“

Auch in Japan hat das Bild Deutschlands dunkle Flecken bekommen. Das belegen nicht zuletzt die Umfragen, die Dentsû, die größte japanische Werbeagentur, gemacht hat. In der auf dieser Grundlage aufgestellten Sympathie-Skala liegen wir nicht nur abgeschlagen hinter den USA, die trotz immer wieder aufbrechender Handelsprobleme unangefochten den ersten Platz behaupten; sondern auch Frankreich und Italien haben uns überrundet. Vor allem die japanische Jugend wendet uns kaum Interesse zu, weiß wenig von Deutschland und gibt nur schwache Zeichen der Zuneigung und Verbundenheit. Die deutsche Politik ist offenbar nun entschlossen, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Sie bemüht sich, an den fruchtbaren kulturellen Austausch anzuknüpfen, der lange Perioden bestimmt hat, zeigt sich bereit, das Kapital zu aktivieren, das in der Tradition reger freundschaftlicher Beziehungen vorhanden ist, und bemüht sich, gemeinsame wirtschaftliche und auch politische Interessen ins Bewusstsein zu heben. In diesem Sinn ist auch Bundespräsident Rau zu verstehen, der in Tôkyô ein „Deutschlandjahr in Japan“ angekündigt hat, eine Reihe von Veranstaltungen, die dazu dienen sollen dem Bild unseres Landes in Japan wieder klarere Konturen und hoffentlich auch etwas mehr Glanz zu geben. Viele Gedanken werden dazu zusammengetragen. Das Auswärtige Amt und das Goethe-Institut sind dabei, sie in ein gemeinsames, schlüssiges Konzept, das kulturelle, wirtschaftliche, wissenschaftlich-technische und auch politische Aspekte umfasst, einzuordnen.

Zehn Thesen zur Gestaltung der Zukunft

Bereits im Februar 2003, als die Gesellschaft für Wirtschaftsförderung in NRW die Ergebnisse ihrer Meinungsumfrage zum Deutschlandbild in Japan öffentlich machte, begann die Diskussion um die Folgerungen, die daraus zu ziehen sind. Dazu zehn Thesen des Deutsch-Japanischen Wirtschaftskreises (DJW):

1. Wir müssen eine klare Entscheidung treffen, wie wir unser Land in Japan und ganz allgemein auf internationaler Bühne, darstellen wollen. Gelegentlich gewinnt man den Eindruck, wir überließen es mehr oder weniger dem Zufall – oder einfach den anderen, und damit auch denen, die uns nicht sonderlich mögen – welches Bild von uns vermittelt wird. Auch tragen wir oft genug durch übertriebene Selbstzweifel, jammervolles Selbstmitleid und zerstörerische Selbstkritik noch zusätzlich dunkle Farbe ins Bild.

Wir sollten uns den Japanern (und der übrigen Welt) sicher nicht rückwärts gewandt, aber auch nicht als ein Klein-Amerika, darstellen. Denn wer entscheidet sich schon für die Kopie, wenn das Original greifbar ist? Deutschland – ein modernes Land, aber stolz auf seine Tradition; nicht nur geografisch im Herzen Europas, eingebunden in eine größere Gemeinschaft, ohne dabei seine eigenen Konturen, seinen Charakter, seine Wertvorstellungen, seine Sitten und Gebräuche aufzugeben, so könnte es sein. Es darf auch durchaus deutlich werden: Wer sich auf Deutschland einlässt, seine Sprache lernt, es als Studienplatz wählt, hat die Chance, sich über kurze Distanz mit einem ganzen Kontinent, seinem Reichtum und seiner Vielfalt, vertraut zu machen.

2. Einen besonders markanten, gelegentlich herben, manchmal sogar strengen Zug sollten wir nicht leugnen, sondern offen zeigen: Während Frankreich, Italien, Spanien und andere über das Mittelmeer, Richtung afrikanischer Kontinent, sehen, bemüht sich Deutschland, im Westen fest verankert, um einen Brückenschlag nach Osteuropa. Wer als Japaner Interesse für Osteuropa mitbringt oder entwickelt, findet in Deutschland vieles, was ihm Orientierung erleichtert und das Verständnis vertieft.
3. Auch andere Eigenarten sollten wir nicht verstecken, sondern als Qualitäten ausweisen. Ein Beispiel: Japaner, an zentralstaatliche Führung gewöhnt, haben im allgemeinen wenig Verständnis für den Föderalismus, der in Deutschland tief reichende historische Wurzeln hat. Aber auch sie kommen nicht umhin, ihre hochverdichteten Räume zu entlasten, die „Provinz“ zu entwickeln. Wir können sicher nicht immer ein überzeugendes Modell bieten – die Schwächen unseres Staatsaufbaus sind nur zu sichtbar –, aber wir sind in allen Fragen der Dezentralisierung, der Subsidiarität, des Föderalismus gewiss ein guter kompetenter Gesprächspartner. Und umgekehrt heißt das: Wir sollten von uns aus nicht nur das Kantô- und das Kansai-Gebiet im Blick haben. Auch mit den japanischen Regionen lohnt der Dialog.
4. Wir sollten im Kopf haben: Sympathien, Neigungen, die das ganze Leben begleiten, werden sehr früh geweckt. Geistige Strukturen werden schon in der Jugend geprägt. Wir sollten uns daher vor allem bemühen, mehr junge Japaner – schon als Schüler oder als Studenten zu erreichen. Die Deutsch-Japanischen Gesellschaften haben den richtigen Anfang gemacht, indem sie jedes Jahr 100 bis 150 Studenten zu sich einladen, ihnen Gastfamilien und Praktikantenplätze vermitteln. Sie alle nehmen ein unverfälschtes Bild mit, wie wir leben und arbeiten. Überraschend viele kommen zu einer zweiten Begegnung, einem Ausbildungsabschnitt oder zur Arbeit, zurück. Aber was ist eine Hundertschaft, die wir so erreichen, aus einem ganzen Jahrgang? Wir sollten dem größere Breite geben. Und natürlich wäre es zu wünschen, dass auch in der Gegenrichtung etwas mehr in Bewegung kommt.
5. Ganz allgemein geht es darum, Schwellenangst zu überwinden, ein erstes Experiment zu wagen, die Neugier auf Mehr zu wecken.

„Schnupperkurse“ können Teil der richtigen Antwort sein. Wir sollten angehenden Akademikern Sommerschulen anbieten, in denen gemischte deutsch-japanische Gruppen interdisziplinär, auf wenige Wochen begrenzt, auf Wunsch durchaus auf Englisch, Themen von gemeinsamem Interesse behandeln. Auch für junge Handwerker wäre es nicht nur ein fachlicher Gewinn, sondern eine menschliche Bereicherung, auf Zeit mit Kollegen aus dem anderen Land zu arbeiten. Für Bäcker, Konditoren, Bierbrauer und andere gibt es das schon heute – aber sehr sporadisch. Ist damit unsere Phantasie, unser Gestaltungsdrang schon erschöpft?

6. Besonders wertvolle Brückenbauer sind die jungen Leute, die länger bei uns bleiben – für ein ganzes Studium oder einen Studienabschnitt. Mittlerweile ist es allgemeine Erkenntnis, auch in Deutschland: Universitäten können auf Werbung nicht mehr verzichten. „Schlage die Trommel, und fürchte Dich nicht“, so heißt es schon bei Heinrich Heine. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) hat lange gebraucht, bis er zu dieser Einsicht gelangt ist. Man sollte ihm allerdings keinen Vorwurf daraus machen, denn in weiten Kreisen deutscher Professoren galt Werbung als etwas Unfeines. Auch hat die Politik die notwendigen Gelder erst vor kurzem bereitgestellt. Jetzt läuft ein PR-Programm, auch in Richtung Japan. Aber kann es Sinn machen, es nur auf ein Jahr, bis Ende 2003, zu begrenzen?
7. Den akademischen Dialog sollten wir natürlich in großer Breite, vor allem aber in den Feldern suchen, in denen auch die Japaner die Leitwissenschaften der Zukunft sehen, also in den Bereichen, die sie politisch besonders akzentuiert haben: Biotechnologie, Nanotechnologie, Kommunikationstechnologie und Energietechnik. Da wir uns dabei in harter Kon-

kurrenz mit anderen, vor allem den USA, sehen, müssen wir uns besonders anstrengen, um als Gesprächspartner attraktiv zu sein

8. In der Industrie sind die USA nicht überall unbestrittene Marktführer. Beispielsweise hängen sie in der Umwelttechnik eher zurück. Für ein rohstoff- und energiearmes Land wie Japan ist aber gerade dieser Bereich von besonderer Bedeutung. Hier und in anderen Feldern bietet sich Deutschland als qualifizierter Partner besonders an. Es ist gewiss der Mühe wert, sie genauer zu identifizieren. Das sollte eigentlich Aufgabe des „Deutsch-Japanischen Kooperationsrats für Hochtechnologie und Umweltschutz“ (DJR) sein. Leider hat er seine Arbeit zu Ende letzten Jahres eingestellt. Der Deutsch-Japanische Wirtschaftskreis (DJW) hat sich bereit erklärt, wenigstens einen Teil dieser Arbeiten fortzuführen. Die japanische Seite hat vorsichtig Interesse bekundet. Das Angebot sollte auch auf deutscher Seite ernst genommen werden. Die mühsam gesponnenen Fäden sollten nicht reißen.
9. Die deutsche Sprache ist leider auf dem Rückzug, auch in Japan. Die Entscheidung der japanischen Bildungspolitik, eine zweite Sprache nicht mehr zur Pflicht zu machen, war ein GAU, ein größtmögliches Unglück, für die Germanistik in Japan. In den Goethe-Instituten, die ohnehin finanziell ausbluten, spürt man Resignation und Unsicherheit. Es wird die Frage gestellt: Lohnt es überhaupt noch, deutsche Sprachkenntnisse zu verbreiten und ist die Vermittlung von Landeskunde noch eine sinnvolle Aufgabe? Die Antwort muss ein beherztes „Ja“ sein. Gewiss, in der Breite geht das Deutsche dramatisch zurück. Es heißt, 2000 Stellen für Deutschlehrer seien in Japan „k.w.“ gestellt worden, d.h. sie können wegfallen. Aber lassen wir das Jammern über vergossene Milch. Es bleibt uns noch immer,

Quantität durch Qualität zu ersetzen. Das allerdings sollten wir mit aller Konsequenz tun.

10. Zur Gestaltung der deutsch-japanischen Beziehungen steht der Regierung neben der klassischen Außen-, Sicherheits- und der Wirtschaftspolitik auch die Kulturpolitik zur Verfügung. In vielen Ländern ist sie eine tragende Säule der Außenpolitik. Auch bei uns ist man im Begriff, das wiederzuentdecken. Die Vernachlässigung war ungemein kurzsichtig. Es muss verwundern, dass die Wirtschaft das so klaglos hingenommen hat. Denn hier geht nicht nur kulturelle Substanz verloren. Wir werden das auch wirtschaftlich teuer zu bezahlen haben. Ein blasses Deutschlandbild, eine schwindende Zahl von deutschsprachigen Japanern, von Menschen, die uns mit Sympathie begegnen, all das geht am Markt nicht spurlos vorbei, sondern bedeutet am Ende eine Verringerung von Absatzchancen. Deshalb ist es auch ökonomisch geboten, dass sich die Wirtschaft zu Wort meldet. Zu einem erheblichen Teil lebt unser Außenhandel von denen, die Deutschland, vor allem nach Bildungserlebnissen in der Jugend, im Kopf und im Herzen tragen.

Der Rückspiegel genügt nicht

Diese Thesen decken nur einen kleinen Ausschnitt dessen, was notwendig ist. Im Augenblick denken erfreulich viele darüber nach, was getan werden muss. Für alle ist es wichtig zu wissen, dass es in den deutsch-japanischen Beziehungen im Wechsel der Zeiten immer wieder Höhen und Tiefen, Nähe und Ferne, verständnisvolles Interesse und Teilnahmslosigkeit gegeben hat. Darin liegt Hoffnung. Es spricht gegenwärtig einiges dafür, dass Deutsche und Japaner wieder enger zusammenfinden, einander mehr Beachtung schenken, vielleicht in ihren Entscheidungen sogar Maß aneinander nehmen werden.

Wenn in offiziellen Reden allerdings noch immer vor allem die Geschichte bemüht wird, um eine konstruktive Gemeinsamkeit auch für die Zukunft zu begründen, so ist das zu wenig. Teilweise geht es sogar in die Irre. Der Blick in den Rückspiegel genügt nicht. Natürlich ist es nicht nur für das Verständnis der Vergangenheit sondern auch der Gegenwart wichtig, den Hauptstrang der historischen Entwicklung im Bewusstsein zu halten: Beide Länder haben, aus unterschiedlichen Gründen, erst spät den Sprung auf die internationale Bühne geschafft. Dort mussten sie entdecken, dass alle Rollen besetzt und Neuankömmlinge nicht allen Mitspielern willkommen waren. Es ist gewiss nicht falsch, im Bewusstsein zu halten, dass viel Unglück sowohl für Japan als auch für Deutschland hier seinen Anfang genommen hat. Eine solche gemeinsame Erfahrung und die Erinnerung an den schwierigen Weg, den beide Länder angesichts dieser Ausgangslage zurücklegen mussten, ist wichtig. Und dennoch: es gibt keine Konstante, die mühelos in die Zukunft zu verlängern wäre.

Die Kräfte der Erneuerung mobilisieren

Für Gegenwart und Zukunft von mindestens gleichem Gewicht ist, dass beide Industriestaaten, immerhin Nr. 2 und Nr. 3 auf der Welt, vor großen, bisher nicht gemeisterten Aufgaben stehen. Beide müssen zusehen, wie die Nr. 1, die Vereinigten Staaten von Amerika, mit Riesenschritten davoneilen. Beide, Japan wie Deutschland haben den Weg in die Wissensgesellschaft erst in Ansätzen gefunden. Sie halten sich noch immer mit Analysen und Erwägungen auf, ohne mit der notwendigen Entschlossenheit und Durchsetzungskraft zur Tat zu kommen. Schlimmer noch, sie lassen zu, dass sich Widerstände aufbauen, die sie daran hindern, das Richtige zu tun: bürokratische Wucherungen zurückzuschneiden, den Ansprüchen des Staates an das Sozialprodukt Grenzen zu setzen, ihr Bildungssystem den Forderungen der Zeit entsprechend umzubauen, ihrer Forschungspolitik die notwendigen starken Impulse zu geben, die Kräfte des Wettbewerbs zu entfesseln, die Kapitalströme in die ergiebigsten Felder umzulenken und die Arbeitsmärkte zu flexibilisieren und manches mehr.

Beide Länder erfreuen sich eines großen Volkseinkommens und eines hohen individuellen Lebensstandards. Das eröffnet Chancen, schwächt aber auch die Kräfte der Erneuerung. Zwar stehen, hier wie dort, für Kundige durchaus lesbar, Krisenzeichen an der Wand. Aber in der Breite der Bevölkerung werden sie zu wenig zur Kenntnis genommen. Dafür trägt die Politik ein hohes Maß an Verantwortung. In Sorge, an Anhang zu verlieren, zögern die Parteien, dem Volk die Wahrheit zu sagen und die gangbaren, aber unbequemen Wege nach vorn aufzuzeigen. Im Gegenteil- hie wie dort bagatellisieren sie die anstehenden Probleme, stabilisieren herkömmliche, aber nicht mehr zukunftsfähige Strukturen und inhibieren die gebotenen Schritte. Reformstau auf breiter Front ist die Folge – in Japan wie in Deutschland.

Gemeinsamer Weg in die Wissensgesellschaft

Es ist eine gesicherte Erfahrung, dass man aus einiger Entfernung, am Partner, die Krankheitssymptome besser erkennt, auch und gerade wenn man von derselben Malaise befallen ist. Und es gilt auch: Im Spiegel des anderen erkennt man sich selbst. Partnerländer können einander große Dienste leisten, wenn sie den respektvollen, ehrlichen Dialog miteinander suchen, ihre Experten beauftragen, vergleichende Studien zu fertigen, sie gemeinsam auswerten und die notwendigen Schlüsse ziehen. Dabei wäre es ganz falsch, nur Schwachstellenanalyse gemeinsam zu betreiben. Zum Glück gibt es in Japan wie in Deutschland auch Kräfte, die auf einen Umbau der Volkswirtschaft und der sie tragenden Gesellschaft drängen. Noch sind sie zu schwach, aber schon heute nicht wirkungslos. Eine besonders lohnende Aufgabe ist es, die von ihnen in Angriff genommenen positiven Veränderungen wechselseitig zu registrieren. Gerade dies kann der gegenseitigen Ermunterung und Ermahnung dienen und so für beide Seiten von großem Nutzen sein.

Ôe Kenzaburô, japanischer Nobelpreisträger für Literatur, könnte die Richtung weisen. Er hat seinem eigenen Volk sehr Kritisches zugerufen: „Das Beispiel Japan beweist, dass Wirtschaftskrisen nur das Symptom für allgemeine Krankheiten sind. Sie haben zuerst das Finanzsystem befallen, dann die Politik, schließlich vielleicht am schlimmsten, die Intellektuellen.“ Das gilt gewiss nicht nur für Japan. Auch wir Deutsche tun gut daran, Antworten auf die richtigen Fragen zu suchen: Ist unsere Gesellschaft noch gesund? Erfüllen unsere Führungsschichten, die „Intellektuellen“, noch ihre Pflicht, Maßstäbe zu setzen? Was muss sich ändern? – Es lohnt, deutsche und japanische Positionen aus diesem Blickwinkel miteinander abzugleichen und so den Weg in die Wissensgesellschaft gemeinsam zu finden.

Zur Person

1966 Promotion zum Dr. iur. über ein völkerrechtliches Thema

1967–2000 Wirtschaftsvereinigung Stahl in Düsseldorf
 Assistent der Hauptgeschäftsführung
 Leiter der Büros in Brüssel und Tôkyô
 Hauptgeschäftsführer
 Präsident (1988-2000)

1987–1994 Mitglied des Deutschen Bundestages

Ehrenämter:

Präsident der Deutsch-Japanischen Gesellschaft, Düsseldorf

Vorsitzender des Deutsch-Japanischen Wirtschaftskreises, Düsseldorf

Mitglied im Asien-Pazifik-Ausschuss (APA) der deutschen Wirtschaft, Berlin

Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Instituts für Japanforschung, Tôkyô

JDZB SPECIAL

Herausgeber: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin (JDZB)

Redaktion: Michael Niemann, Tel: (030) 839 07 186

E-Mail: mniemann@jdz.de

Anschrift: Saargemünder Str. 2, 14195 Berlin

Tel.: (030) 839 07 0, Fax: (030) 839 07 220

E-Mail: jdz@jdz.de, URL: <http://www.jdz.de>

Hinweis: In der Reihe „jdz special“ werden in unregelmäßiger Folge Beiträge veröffentlicht, die entweder auf eine Veranstaltung des JDZB zurückgehen oder einen Beitrag zu den deutsch-japanischen Beziehungen im Allgemeinen leisten. In jedem Fall sprechen die Autoren nur für sich bzw. ihre Institution, die Beiträge stellen keine Meinungsäußerung des JDZB dar.